

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (2001-2002)

Artikel: Die Stadt wird ein zutiefst inhomogener Raum werden : ein Gespräch mit Roger Willmsen
Autor: Blum, Elisabeth / Neitzke, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stadt wird ein zutiefst inhomogener Raum werden

Ein Gespräch mit Roger Willemsen

Tate Modern, London
Foto: Elisabeth Blum

Als Amnesty International-Botschafter haben Sie auch Erfahrungen mit den großen Städten der Welt. Nehmen Sie einschneidende Veränderungen wahr?

Roger Willemsen: Die prägendste Stadterfahrung, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, hat mit einer Reise nach Südafrika zu tun. In Johannesburg habe ich zum ersten Mal gesehen, wie eine Stadt von innen her großflächig verslumpet. Da stehen zwar noch die Ruinen der großen Industriekonzerne, wie IBM, oder das Shepton-Hotel, aber inzwischen sind sie von hohen, stacheldrahtbewehrten Zäunen eingefaßt. Eigentlich soll man nicht mal bei Tage, auch nicht als Weißer, mit dem Auto da durchfahren. Die Stadt verfault von innen, sie kompostiert. Nur noch Märkte für Grundnahrungsmittel sind zu sehen. Dann gibt es einen Gürtel, in dem Geldinstitute und Wirtschaftsunternehmen die wichtige Rolle spielen, einen nächsten Ring mit Trabantenstädten, die in sich ghettoisiert sind und ihr Zentrum jeweils in Supermärkten haben. Dahinter dann die aufgeschütteten Hügel der Goldminen. Die Stadt hat also mehrere Umfassungen, die man als Speckgürtel der Gebiete beschreiben könnte, in denen die Apartheid besteht, nämlich in den Diamanten- und Goldminen, wo in den alleruntersten Stollen immer noch die Schwarzen zu Tode kommen. Es gibt Bordellgebiete, in denen 75 Prozent aller Frauen HIV-positiv sind. Die allerärmlichsten Slums ohne Elektrizität sind Migrant-Worker-Städte. Irgendwo gibt es wiederum eine Zone mit gesicherten Schulwegen, Sicherheitsanlagen, mit Überwachungskameras, Fahrdiensten für die Kinder der BMW-Angestellten

und so weiter. Und dann kommen Sie allmählich in ein morphologisch differenziertes Gebiet, in dem sich die afrikanische Mittelschicht mit der weißen Industriellenschicht mischt. Und innerhalb der Stadt immer tiefer in die Slums. Die unterste Klasse von Menschen, die man in den schwarzen Stadtzentren sehen kann, sind weiße Prostituierte, die schwarze Kunden bedienen – wie Wiedergänger, wie Untote über die Straße gehend, wie Albinos aussehend, fast alle aids-krank. Da sind Sie beim alleruntersten Bodensatz angekommen, der sogar noch unter dem der schwarzen Migrant-Workers liegen kann. In Johannesburg gibt es unmittelbar nebeneinander den Reichtum und die Konsequenz des Reichtums, die vollständige Verelendung.

Das von Ihnen geschilderte drastische Auseinanderfallen der mit allen technischen Errungenschaften versehenen Viertel der Vermögenden und dem sich selbst überlassenen Elend, der zunehmende Gegensatz zwischen Reichtum und Armut zeigt sich, wenn auch entschieden weniger kraß, auch in unseren Städten. Auf der Seite des Reichtums in Form eines weltweit erfolgreichen amerikanischen Exportprodukts: Gated communities. Was halten Sie von der Auffassung, daß die Tendenz – das Sichabschotten der einen und das Sichselbstüberlassen der anderen, die in „DrittWelt“-Ländern eine viel längere Tradition hat – einen Zug in die „DrittWeltisierung“ amerikanischer und inzwischen auch europäischer Städte aufweist?

Prima vista eine zutreffende Beobachtung. Auf den zweiten Blick bin ich skeptisch. Denn die sogenannte DrittWeltgesellschaft empfindet den

Skandal des Reichtums stärker, als es die sogenannte Erste Welt tut. Das definiert die Erste Welt fast. Wenn der Skandal des Reichtums in der „Dritten Welt“, etwa in Johannesburg, stärker empfunden wird, dann weil es sich beim reichen Ghetto um eine Übertragung aus dem reichen Westen handelt. Erst wenn BMW eine umsatzstarke Filiale in Johannesburg unterhält, kommt die Firma auf die Idee, daß man die Manager schützen muß. Die Bevölkerung europäischer Städte wird heterogener. Der Anteil derer, die in prekären Situationen leben, ist stark gestiegen. Man könnte sogar von zwei Arten von Fremden reden: von tatsächlich Fremden, die hier als Flüchtlinge leben, mit Papieren oder als Sans-papiers, und von einheimischen Fremden, also von denen, die durch den neo-liberalen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft aus ihren Sicherheitsnetzen herauszufallen beginnen. Dieser Aspekt der „DrittWeltisierung“ ist in den Vereinigten Staaten entschieden deutlicher ausgeprägt, insbesondere sichtbar am frappierenden Gegensatz zwischen eingehegten Wohlstandssiedlungen und dem praktisch durchweg vernachlässigten öffentlichen Raum. Selbst-einschließung der Vermögenden, allmähliche Abschiebung der unteren Schichten, zunehmend vernachlässigte öffentliche Räume – liegt es da nicht wirklich nahe, von „DrittWeltisierung“ zu sprechen?

Ich glaube das nicht. Es wäre fast zu glatt, wenn es so wäre. In Deutschland hat es immer das feine Wohnviertel gegeben: Dahlem, Lankwitz, Blankenese, Ansätze zu Reichtumstos, zu umfriedeten Communities. Die Frage ist nur, wie wehrhaft sie wurden. Ein zweiter Punkt: Als Alfred



Herrhausen einem RAF-Attentat zum Opfer gefallen ist, war eine der Auffälligkeiten danach nicht die soziale Kontrolle eines Wohnortes, an dem jeder jeden kannte, es waren die imaginären Mauern. Durch Luftüberwachung, Alarmanlagen und Überwachungskameras ließ sich nicht nur die unmittelbare Wohnumgebung, sondern die ganze Ortschaft in jeder Bewegung rund um die Uhr kontrollieren. Man konnte also sagen: Wenn vor einer Woche eine Frau mit einem Kinderwagen von da nach dort gegangen ist, die dasselbe in den letzten drei Wochen noch nie getan hat, dann ist diese Frau verdächtig. Man brauchte gar kein Ghetto, man hatte ein Überwachungssystem, das jede Abweichung von der Regel registrierte und zu einem Verdachtsmoment verdichten ließ. Das bedeutet, daß das Ghetto zwar existiert, aber auf eine gespenstische, schimärische

Weise. Das Ghetto manifestiert sich in nichts anderem als in dem Gefühl, in jedem Augenblick bewacht zu sein von privaten Sicherheitsbeauftragten mit Helikoptern, Richtmikrofonen mit 1000 Metern und Infrarotkameras mit 2000 Metern Reichweite. Das alles gab es bereits in den siebziger Jahren. Entscheidend bei all dem ist, daß die Reichen sich nur unter dem Eindruck realer Gewalt in diese Form von Selbstisolierung begeben, denn eigentlich liebt der Reichtum das Sichausstellen vor anderen, er braucht Selbstdarstellungsmöglichkeiten und Gegensätze. Für all seine gesellschaftlichen Ereignisse ist der Zusatz „exklusiv“ entscheidend: Es wird immer zunächst definiert, was *nicht* dazugehört. Nicht dazu gehören Leute, die Auszeichnungen wie Glamour, hohe Publizität, großes Kapital, Macht *nicht* haben.

Inzwischen leben rund 48 Millionen Amerikaner in Gated communities, nicht nur die Glamour-Oberschicht. Acht von zehn neuen Wohnbebauungen in den USA werden heute auf diese Art realisiert. Das ist kaum anders als beim amerikanischen Traum vom eigenen Haus mit Veranda und Limousine, nur hat diese neue Siedlungsform eine andere Bedeutung für das, was öffentliches Leben überhaupt noch sein kann, Auswirkungen darauf, was den Zugang zu bislang öffentlichen Räumen heißt. Aber der Zusammenhang ist ein anderer. Die amerikanische Kultur produziert zu 50 Prozent Bedrohung, der Weltheld schlechthin ist der amerikanische Cop. Warum? Weil die Straßen als Dschungel erscheinen, und weil das Prinzip der Ordnung mit jedem einzelnen Cop seinen Sündenfall erlebt. Big Brother hat in Amerika nicht

Roger Willemsen
Foto: Jim Rakete / Photoselection



funktioniert, weil sich die Leute klastrophobisch in der richtigen Gesinnung, in der *political correctness* bewegt haben. Dieselbe Form von klastrophobischer Enge empfinden Amerikaner in ihren Lebensräumen. Sie fühlen sich so unablässig bedroht, als lebten sie unter den Bedingungen des Ernstfalls, unter einer gespenstisch anmutenden Bedrohung, wie sie vielfach, vor allem auf dem Lande, keine Manifestation findet. Aber die Definition des Fehlverhaltens, des Übergriffs ist so martialisch, daß die Sicherungssysteme ähnlich martialisch werden.

Jetzt kippt eine ideologische Figur in die Realität zurück: Teile der Stadt werden



Autosalon am Mittelmeer, Südspanien
Foto: Elisabeth Blum

privatisiert. Man könnte sagen, die Stadt verliert ihr „Allgemeines“, den jedermann zugänglichen Raum. Es gab immer schon ästhetische, atmosphärisch wirkende Schranken. Aber durch die Praxis der inneren Grenzziehung werden öffentliche Räume zunehmend verkleinert, sozial homogenisiert. Werden so nicht wesentliche Charakteristiken des Städtischen zerstört?

Zunächst einmal erschien es mir, so zynisch es klingt, abwegig, wenn in einer Gesellschaft, die auf dem Weg ist, vieles von all dem zu privatisieren, was einmal zu den Aufgaben des Staates gehörte, Gesundheitssystem, Altersfürsorge und so weiter, ausgerechnet der öffentliche Raum nicht auch privatisiert würde. Warum sollte nicht genau das passieren, was Sie beschreiben? England hat das ja unter Thatcher vorgemacht. Da lief die Zerschlagung des Bergarbeiterstreiks parallel zur Zerschlagung des Gesundheitssystems für Groß-London. Was Thatcher mehr oder weniger im Alleingang hingekriegt hat. Man hat den Leuten gesagt: Wenn ihr besser medizinisch versorgt sein wollt, dann müßt ihr euch schon selbst darum kümmern. Nur als Anmerkung sei ein Satz von Herrn Schröder zu BSE in Erinnerung gerufen, der lautete blumig ungefähr so: Wer gutes Fleisch essen will, muß mehr Geld hinlegen. Was ja implizit heißt: Wer nicht sterben will, sollte schon ein bißchen reicher sein. Also diese Art des Denkens – diesen

Satz hat übrigens niemand moniert – ist ja längst da. Es fällt ja auch offenbar niemandem ein zu fragen: Wie kann es eigentlich sein, daß die Deutsche Bank den größten Gewinn seit ihrem Bestehen mitteilt – 10 Milliarden Mark im Jahr – und parallel dazu die Einsparung von 2000 Stellen bekanntgibt ... Was mich im Anschluß an Ihre Frage interessiert, ist nicht nur: Wie entstehen zwei Räume gegeneinander – der isolierte Raum der Gated community und der Dschungel rundherum –, sondern auch: Welche Lebensregeln geben sich Gated communities? Sie bestimmen ja, was sie Übertretung nennen, auf eine viel martialischere Weise als alles, was draußen geschieht. Wenn ich innerhalb einer Gated community auf den Boden spucke, unterliege ich vielleicht schon einer Justiz, wie es sie sonst nur in Singapur gibt.

Es geht um Hausrecht.

Genau. Ich werde permanent geregelt, habe dadurch ein Zusatzrecht und damit zugleich einen Verlust an allem, was ich so unschön „Lebenserotik“ nennen möchte. Das nehme ich damit in Kauf. Mein Leben schrumpft, meine Vitalität magert ab. Insofern bestrafe ich mich selber.

Interessant ist die Verblendung durch die Idee, daß man Freiheit gewinnen könne, wenn man zu jeder Art Unterwerfung bereit sei.

So ist es. Der amerikanische Publizist James McIver Whitterspoon hat ein-

mal gesagt, bezeichnender als der Terrorismus in Deutschland sei die Bereitschaft der Deutschen gewesen, für die Bekämpfung des Terrorismus die Einschränkung mühsam erkämpfter demokratischer Freiheiten und Rechte hinzunehmen.

Dritten und draußen Bei Gated communities kommt etwas Wesentliches hinzu: Das Interesse der Investoren und der Bewohner, die unter von ihnen gesetztem Hausrecht leben, beschränkt sich ja nicht auf die Communities. Medienkampagnen, Versicherungsprogramme und Sicherheitspropaganda verbreiten ununterbrochen Ideen und setzen Maßstäbe des sogenannten guten Lebens über die Grenzen der Community hinaus. Wenn die Lebensvorstellungen und Lebenspraktiken ihrer Bewohner zur allgemeinen Regel würde, was für eine Perspektive für die Stadt wäre zu erwarten?

Die Stadt wird ein zutiefst inhomogener Raum werden, ein Raum mit zwei Zonen: auf der einen Seite geschlossene Communities, auf der anderen die Offenheit des Dschungels. Beide Prinzipien werden sich verstärken. Die Ordnung wird martialischer werden, weil die Ausdifferenzierung einer Ordnung die Ausdifferenzierung einer Übertretung ist und man sich Ordnung innerhalb der Gated communities fast schon synonym mit Gewalt vorstellen muß. Nicht mit einer Gewalt von außen, sondern einer Gewalt, die das Chaos vernichtet, die jede Lebensäußerung rubriziert und jedes Detail vorschreibt – während sich das Aggressionspotential draußen erhöhen und die Unordnung größer werden wird: Demarkationslinien zwischen Slum und Nichtslum.

Slavoj Žižek sagt, wir würden das, was wir neu denken könnten, immer nur innerhalb bestehender Ordnungen und Regelungen zu denken imstande sein. Man könnte sich also fragen, ob es zukunfts-tauglich oder realistisch ist, dem gesellschaftlichen Alltagsleben weiterhin ausschließlich die bestehende Rechtspraxis zugrunde zu legen, auch wenn diese Rechtspraxis längst nicht mehr alle real existierenden Existenzbedingungen trifft. Müßte man nicht, umgekehrt, sehr entschieden sagen, daß es vernünftigerweise, wie bei den Liberalisierungsprozessen in anderen Bereichen der Gesellschaft, auch beweglichere Formen des Rechts geben müßte? Formen, die auf existentielle Situationen zugeschnitten sind, die bislang durch bestehendes Recht unsichtbar und inexistent gemacht, also verdrängt werden? Braucht es nicht auch hier die Vorstellung von flexiblen, schnellen, reaktionsfähigen gesetzlichen Möglichkeiten, die beispielsweise Experimente auf Zeit zulassen, um Handlungsspielräume für sich verändernde Wirklichkeiten öffnen und bewegliches, situationsbezogenes Handeln zulassen zu können?

Das leuchtet mir auf der einen Seite natürlich ein. Wir können uns auch auf die Schönheit dieser Vorstellung sofort verständigen, ich glaube nur ... daß es sich um ein idealistisches Konstrukt handelt?

Ich halte es für sehr idealistisch. Vor allem weil solche Veränderungen niemals im Lebensraum, niemals in der Stadt beginnen werden, sondern *im Recht* beginnen müßten. Selbst die vermeintlich liberalere Regierung setzt ja alles daran, die Bedingungen zu verschärfen. Eine Stadt, die den Leuten die Möglichkeit gäbe, zu

bauen, wie sie wollen, auch wenn die Ergebnisse nicht den herrschenden Normen und Sicherheitsmaßstäben entsprechen, Sozialhilfe zu beantragen, auch wenn sie keine Einreisegenehmigung haben, diese oder jene Dienste in Anspruch zu nehmen, das widerspricht der deutschen Lust, Ordnung zu einem gewalttätigen Element zu machen, so sehr, daß ich nicht glaube, daß das einlösbar ist.

Wie, wenn man einfach von der Anerkennung der Tatsachen ausginge? Von der Alltagsrealität? Davon, daß zum Beispiel Ärzte und Lehrer durch ihr „illegales“ Handeln – etwa indem sie Sans-Papiers ärztlich betreuen oder deren Kinder einschulen helfen – fehlendes Recht kompensieren müssen? Wollen sie, mit Hannah Arendt gesprochen, „das Recht, Rechte zu haben“ nicht mit Füßen treten, werden sie zu illegalem Verhalten gezwungen. Diese Realität hat ja eine bestimmte Kraft, ein bestimmtes Durchsetzungsvermögen. Schließlich handelt es sich um nicht zu vernachlässigende Quantitäten an städtischem Leben. Kann man sich da nicht wirklich realistischere Reaktionen vorstellen? Die Anerkennung von Tatsachen, die sich ja nicht einfach zum Verschwinden bringen lassen? Klaus J. Bade, Verfasser des Standardwerks zur europäischen Migrationsgeschichte, Europa in Bewegung, fordert „die Befreiung von Ärzten oder Sozialdiensten von der Pflicht, illegal“ – hier, also in Deutschland – „lebende, Patienten oder Hilfesuchende den Behörden zu melden“, und er fordert „zugleich Angebote, irreguläre Beschäftigungsverhältnisse zu legalisieren“, wenn auch zunächst nur auf Zeit.

Sie haben Recht, und es wäre reizvoll, zu untersuchen, ob es eine durch den

Begriff der Legalität vollständig gedeckte Infrastruktur überhaupt geben kann. Nein, alle Institutionen existieren fort, weil sie ihre eigene Verneinung und Übertretung schon in sich aufgenommen haben. Auch Menschenleben werden manchmal nur gerettet, weil ein Individuum findet, man müsse eine Regel übertreten, die zum Schutz des Menschenlebens und seiner Ordnung errichtet wurde. Daraus aber entsteht vielleicht nur Gewohnheits-Unrecht, keine andere Ordnung. Es ist nämlich eine Eigenschaft der Ordnung, daß sie Unordnung beheimatet. Zugleich ist dies ein Fluchtpunkt des Tragischen. Die Katastrophe passiert, weil jemand in der lebenswichtigen Übertretung der Ordnung untergeht. Profaner gesagt: Der Fernfahrer muß zu lange und zu schnell fahren, um überleben zu können, die Signalleuchten eines Kraftwerks sind zu zahlreich, um gleichzeitig von einem Augenpaar beobachtet werden zu können. Was also eigent-

La Rochelle
Foto: Elisabeth Blum



lich in der Struktur der Ordnung liegt, nennen wir menschliches Versagen. *Noch einmal nachgefragt: Was macht es für einen Sinn, an Rechtssituationen festzuhalten, die nicht mehr ganz der Wirklichkeit entsprechen? Produzieren wir dann nicht eine zusätzliche Italo-Calvino-Stadt: die Stadt der Unsichtbaren? Recht verändern heißt ja nicht, der Illegalität das Wort reden, sondern den Begriff des Rechts der Realität anpassen. Ja, sicher, das verstehe ich. Aber der Staat macht ja genau das Gegenteil. Er versucht ja im Grunde genommen, durch begrenzte Zuwanderung diesen widersprüchlichen Raum so klein wie möglich zu halten. Die Gesinnung ist: Wir gemeinden Euch ein. Wenn Ihr hier sein wollt, sprecht deutsch, paßt Euch an. Die Gegenkraft, also die rechts gestimmte bis rechtsextreme Form des Denkens, heißt: Wir möchten im Grunde dasjenige an Euch zerstören, was anders ist. Wir kennen nicht die Schönheit Eures Andersseins. Wir nähmen Ausländer gern, wären sie bloß nicht so ausländisch. Ich glaube einfach nicht daran, daß man jetzt alle Konsequenzen, die damit zusammenhängen und rechtlicher Art sind und die bis ins Familienleben reichen, zu renovieren bereit ist. Und da wir spießige Regierungen haben, eine nach der anderen, wird noch nicht mal die Fragestellung begriffen. Was macht jeder neue Innenminister? Noch mehr Räume überwachen, noch mehr Direktiven, um sagen zu können: die unterdrücken wir, die halten wir fest, die schieben wir ab, die kommen in den Knast. Ich versuche nur zu sagen: Diejenigen gesellschaftlichen Kräfte, die all das gegenwärtig verfolgen – stärkere Parzellierung, stärkere Kontrolle, geringerer*

Anspruch auf persönliche Freiheit oder auf Entwicklung von Phantasie –, sind an der Macht. In Deutschland kommt es mir immer so vor, als sei die Nähe zum Großkapital, die Nähe zu dem, was das Großkapital mit Menschen macht, so groß, daß niemand Macht nur aufgeben würde, weil wir andere ästhetische oder lebensanschauliche Vorstellungen haben. Ich habe immer Ulrike Meinhofs „Gegenöffentlichkeit herstellen“ geschätzt. In Deutschland ist es nicht einmal mehr möglich, Gegenöffentlichkeit herzustellen. Man hält wenig von Ideen, von Utopien, von der Moral der Veränderung. Die Kanäle, durch die die Ideen fließen, sind dünn, die Ideen selbst, wo sie mehr Menschen erreichen können, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ich glaube, daß diese Form von Kiez, von geschlossenem Habitat und damit die Möglichkeit einer Gegenkultur nicht wirklich entstehen kann, sondern daß man die Organisation des Stadtlebens in einer Weise perfektioniert hat, die eigentlich die Entwicklung anderer Räume nicht erlaubt. Aber wer wird der Anwalt von Leuten, deren Lebensformen wir im Grunde genommen nicht organisieren wollen? Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz vorstellen zwischen Formen des Lebens, die sich eigentlich nur noch von Gespenstern ernähren, sich bedienen lassen, nur noch in umfriedeten Räumen existieren und letztlich in Einzelhaft leben, und dem Leben auf der anderen Seite, das wir jetzt provisorisch Dschungel genannt haben. Man denkt da an Korallenriffe und auf der anderen Seite an die Lachszucht. Zwei Welten, die letztlich nur noch das Element Wasser gemeinsam haben.

In Der Fremde spricht Georg Simmel von der „Tragedie der Kultur“, um auf die Unausweichlichkeit des Konflikts zwischen vitalem Geschehen und kultureller Form aufmerksam zu machen. [...] Die Kultur sei nicht an sich tragisch, sie trete notwendigerweise nur immer wieder in eine tragische Phase ein. Daraus gebe es kein Entrinnen, der Konflikt sei ausweglos, das vitale Geschehen breche die nicht mehr stimmigen, starren Formen auf. Wenn Sie sich heute umschauen in der Stadt, wo sehen Sie überlebte Formen? Wo behindern sie vitales Geschehen in der Stadt?

Was Planung verschwinden läßt

Meiner Ansicht nach hat sich das, was wir vitales Leben nennen, aus großen Teilen der Stadt zurückgezogen. Es existiert da gar nicht mehr. Die Frage ist, ob die Stadt überhaupt noch als Erfahrungsraum für vitales Geschehen gesehen werden kann, oder ob es sich nicht in Innenräume zurückgezogen hat, in Phantasmagorien, Ersatzwelten, Computerdrogen, in Eskapismus jeder Art. Ich würde gerne eine Untersuchung darüber machen, wieviele Formen des Unfugs, des Wahnsinns, des Halluzinatorischen in einer Stadt überhaupt noch eine Rolle spielen können. Fußgängerzonen sind ja weitgehend flurbereinigte Lebensräume. Straßencafé und Bistro kommen einem in Deutschland wie Zitate vor, beides hat sich hier nicht entwickelt und nicht verankern können. Für mich sind das ziemlich leblose Formen. Das Ehrabschneidende, Ehrenrührige in der Stadt ist zuallererst die unausgesetzte Behelligung durch Konsum. Der Stadtraum definiert mich nicht als Menschen, sondern als Konsumenten, eine triviale Beobach-

La Rochelle
Foto: Elisabeth Blum

tung, natürlich. Und wenn ich dann sehe, daß jedes Schaufensterdesign, jeder Schriftzug, jedes Bild die immergleiche Botschaft hat, und daß die Organisation des städtischen Raums, die diese Botschaft trägt oder

ihre innere Plausibilität darin hat, sie zu vermitteln, dann empfinde ich das als eine Form der Körperverletzung. Das erzeugt sofort das Bedürfnis nach wirklich vitalen Stadträumen, etwa dort, wo sich mein Büro befindet, die

Straße mit der höchsten Differenzierung der ethnischen Gruppen in Hamburg – und die stärkste Herausforderung auch durch Drogendealer und Kriminalität.

Woran denken Sie beim Begriff Planung?

Es gibt die Möglichkeit, das ideale und das reale Planen zu denken. Das reale Planen ist wie Realpolitik. Das Planen hat sein Pathos darin, daß es Dinge zum Verschwinden bringt. Die sind real nicht mehr sichtbar, erscheinen nicht mehr im Wortsinne. Das heißt, daß auch die Intelligenz der Planung, die wir voraussetzen, ein vollkommen anderes Bild vom Menschen und seinen gesellschaftlichen Bedürfnissen hat, als wir es haben. Unser emphatischer Begriff von Gesellschaft, von dem, was ein Individuum ist und Individuum braucht, steht ganz und gar im Widerspruch zu dem, was private Investoren oder staatliche Instanzen je als Menschenbild in Erwägung ziehen. Wenn wir wollten, könnten wir sagen, dieses Zum-Verschwinden-Bringen ist das reale Abmagern eines Bildes, das der Staat von seinen Bürgern hat. Wenn man einen emphatischen Begriff des mündigen Bürgers hat, denkt man sich andere Städte aus, als wenn man das Menschenbild von Realpolitikern zugrunde legt, die sich in ihren wesentlichen geistigen und vitalen Funktionen nur noch künstlich ernähren.

Das Gespräch führten
Elisabeth Blum und Peter Neitzke
im Februar 2001.

